



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Irrtum und Wahrheit im Pessimismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fallende Mauer Aurelians, die von der schwachen Bevölkerung nicht mehr verteidigt werden konnte. Das ganze Bild ist geradezu typisch. In ansehnlichen Gebieten verschwand mit der römischen Herrschaft und Kultur auch die römische oder romanisierte Bevölkerung und wurde durch eine germanische ersetzt: im heutigen England, auf dem ganzen linken Rheinufer bis tief nach Gallien hinein, längs der obern Donau und im Alpenlande, und wo sie sich erhielt, da wurde sie von starken germanischen Bestandteilen durchsetzt. Dieselbe Rolle wie im Westen Europas haben später auf der nördlichen Balkanhalbinsel die Slawen, in Syrien, Ägypten und Nordafrika die Araber gespielt, nur daß diese letztern sich der städtischen Kultur rasch anbequemen. Dafür verdrängten sie die bis dahin herrschende griechisch oder lateinisch redende Bevölkerung fast vollständig mit Hilfe der lange unterdrückten einheimischen semitischen, koptischen oder berberischen Stämme und zerrissen auf Jahrhunderte den Kulturzusammenhang zwischen der nördlichen und südlichen Küste des Mittelmeers. Die Auflösung des römischen Reichs und der Verfall der antiken Kultur war also nicht bloß eine politische, sondern vor allem eine wirtschaftlich-soziale und religiöse Umwälzung. Christentum und Germanentum haben sie beschleunigt, aber der Hauptsache nach ergab sie sich aus der innern Fortbildung der antiken Welt.

Wenngleich also die gegenwärtige europäische Kultur — und damit kommen wir auf die am Eingange gestellte Frage zurück — wahrscheinlich einen äußern Feind, wie es die Germanen, Slawen und Araber für die Römer waren, nicht zu fürchten hat, so wäre damit an sich die Unmöglichkeit eines tiefen Verfalls unsrer Gesittung noch keineswegs erwiesen. Wie ein solcher etwa kommen könnte, ist hier nicht zu erörtern. Aber etwas hat sie für sich, was die antike Welt gegen sich hatte: das Christentum. Christliche Völker können nicht sterben, so lautet ein bekanntes Wort, und eine fast zweitausendjährige Geschichte hat ihm bisher Recht gegeben. Christliche Völker, ja wohl, denn das Christentum kann nicht sterben, weil es die Wahrheit und das Leben ist; aber wenn es in einem Volke stirbt, dann wird auch das Volk sterben.



Irrtum und Wahrheit im Pessimismus



duard von Hartmann hat eine Reihe von Aufsätzen zu einem Buche zusammengestellt, das unter dem Titel: Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus (bei W. Friedrich in Leipzig) erschienen ist. Darin sondert der Verfasser seinen eignen ethisch-metaphysischen Pessimismus von allen Arten des Stimmungs-pessimismus so deutlich ab, daß wirklich in Zukunft niemand mehr

ehrlícherweise Vorwürfe gegen ihn wird erheben können, wie sie nur dem Entrüstungspessimismus, der Schwarzseherei, dem sentimentalén Weltsehmerz, dem Quietismus und andern dergleichen Seelenkrankheiten gegenüber berechtigt sind. Wir benutzen diese endgiltige Darstellung seines Pessimismus zu einer kurzen aber möglichst genauen Auseinandersetzung mit ihm.

Im „Einleitenden“ prüft Hartmann die aufs Weltganze anwendbaren Wertmaßstäbe (Lust, Zweckmäßigkeit, Schönheit, Sittlichkeit, Religiosität) und sucht die Bedeutung des Pessimismus für sein System möglichst herabzudrücken. Dieses würde „ohne Zweifel wesentliche Charakterzüge verlieren, wenn man alles pessimistische aus ihm herauschälte, aber sein Gerüst würde nicht eingerissen werden, und viele Teile der Ausführung und Bekleidung würden ganz unverändert bleiben.“ Die Beiträge zur Geschichte des Pessimismus bestehen aus Abhandlungen über „Plotins Axiologie,“ über „Kant als Vater des modernen Pessimismus,“ über „Plümachers Geschichte des Pessimismus“ und den „Pessimismus der Lyrik.“ In den Beiträgen „zur Begründung und Rechtfertigung des Pessimismus“ werden u. a. die Fragen, ob der Pessimismus schädlich sei, ob er zum Selbstmord führe, ob er erzieherisch wirken könne, beantwortet, die ersten beiden selbstverständlich mit nein und unter Beschränkung auf den eigentümlichen Pessimismus Hartmanns. Den Schluß bilden Abhandlungen über die Bedeutung des Leidens als Beiträge zur „Phänomenologie des pessimistischen Bewußtseins.“ Da sich Hartmann durch Scharfsinn, Vorurteilslosigkeit und gesunden Menschenverstand auszeichnet, so braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß auch diese Abhandlungen überall da, wo sie das Praktische streifen, viel treffliche und nützliche Wahrheiten enthalten. Fast allem, was er über Jugenderziehung, über den pädagogischen Wert des Leidens, über die Nutzlosigkeit der Strafen und verwandte Gegenstände sagt, stimmen wir rückhaltlos bei.

Für den wichtigsten Teil der Sammlung halten wir die Abhandlung über Kant. Es ist im höchsten Grade charakterisch für unsre zünftige Philosophie, daß sie bisher von Kants Pessimismus entweder nichts gewußt oder ihn dem großen Publikum unterschlagen hat. Und doch findet sich, wie aus Hartmanns Zitaten hervorgeht, alles, was man den beiden berühmten Vertretern dieser Weltansicht zum bittersten Vorwurfe macht, schon bei dem Schöpfer des Kritizismus und der Ethik des kategorischen Imperativs; sogar die Illusionen der geschlechtlichen Liebe und die Ansicht von der Nichtsnutzigkeit der „Weiber“ fehlen nicht; in beiden Punkten ist Kant ganz Schopenhauer, oder vielmehr Schopenhauer weiter nichts als der ausgeführte Kant. Das Versäumnis der Herren Philosophen erscheint um so interessanter, als die eine der beiden großen Leistungen Kants, seine Moralphilosophie, ohne den Pessimismus ganz undenkbar ist, oder genauer gesprochen, eben in der Begründung der Moral auf den Pessimismus besteht. Denn daß dem Sittengesetze unbedingte Verbindlich-

keit zukommt, und daß ihm die persönlichen Wünsche in jedem Konflikt zu weichen haben, das hat die Welt von jeher gewußt, und weder die heidnischen noch die christlichen Sittenlehrer haben die Sache anders verstanden. Wenn Kant weiter nichts gelehrt hätte, so würde sich seine ganze Leistung darauf beschränken, daß er für jene Erscheinung des Seelenlebens, die man das Gewissen zu nennen pflegt, den Ausdruck „kategorischer Imperativ“ erfunden hat. Von Kants Rigorismus spricht man zwar oft, aber woraus der entspringt, das verschweigt man. Er entspringt aus der Überzeugung, daß die Moral und das Streben nach Glückseligkeit einander entgegengesetzt sind, daß, sobald dieses für berechtigt erklärt wird, für jene kein Raum mehr übrig bleibt, und daß „wenigstens in dem Leben aller zur Sittlichkeit bestimmten Individuen die Glückseligkeit weder außerhalb der Sittlichkeit noch durch dieselbe erreichbar sein“ darf. Von diesem den beiden Denkern gemeinsamen Standpunkte aus hat Hartmann Recht, wenn er Kant der Inkonsequenz beschuldigt, weil dieser die christliche Hoffnung auf jenseitige Seligkeit nicht aufgegeben hat, denn was in diesem Leben unsittlich ist, kann in jenem nicht sittlich sein.

Wäre der vorausgesetzte unbedingte Widerspruch zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit wirklich vorhanden, so wäre gar keine Sittlichkeit möglich. Einen nach Kants und Hartmanns Begriff sittlichen Menschen hat es niemals auf Erden gegeben und wird es niemals geben, denn was der Schöpfer unlöslich verbunden hat, kann der Mensch in seinem Bewußtsein nicht von einander trennen. Die Sittlichkeit ist, wie wir bei andrer Gelegenheit ausgeführt haben, die Gesundheit der Seele, und die Glücksempfindung ist mit ihr ganz so verknüpft, wie das leibliche Wohlbefinden mit der leiblichen Gesundheit. Beide entsprechen sich nicht in jedem Augenblick, wohl aber im allgemeinen. Zahnschmerz, Magenjammer, ein Blutschwär können den Menschen ohne ernstliche Schädigung seiner Gesundheit dermaßen peinigen, daß ihn Selbstmordgedanken anwandeln, während sich Herz- und Lungenleidende, die kein ganzes Jahr mehr zu leben haben, oft recht wohl fühlen; aber dauerndes Wohlbehagen bei zerrüttetem Leibe ist ebenso unmöglich wie dauerndes Übelbefinden bei kernfester Gesundheit. Im allgemeinen erfüllen Schmerz und Lustgefühl den Zweck, uns über den jeweiligen Zustand unsers Körpers Auskunft zu geben, aber völlige Übereinstimmung dürfte deswegen nicht zugelassen werden, weil wir dann instinktmäßig handeln würden, anstatt nach vernünftiger Überlegung. Erfahrung hat uns gelehrt, die ungefährlichen Schmerzen von den Symptomen ernstlicher Gefahr zu unterscheiden, und selbst der zartfühlende Mensch behandelt jene nicht tragisch, sondern als etwas höchstens lästiges oder wohl auch komisches.

Daß Kant und Hartmann ihren Irrtum nicht eingesehen haben, ist um so merkwürdiger, als beide über die Entsagung ganz richtig denken. Ihr Moralbegriff hätte sie, sollte man denken, zu einer Askese führen müssen, wie

sie bei den Manichäern, den katholischen Mönchen, den Puritanern und bei Schopenhauer gefunden wird. Diese alle betrachten die Lust für unvereinbar mit der Moral, der Manichäer, weil er den bösen Gott, Schopenhauer, weil er den unvernünftigen Willen für den Urheber der Welt hält, der Mönch und der Puritaner, weil sie in den schönen Geschöpfen und in den Annehmlichkeiten des Lebens Fallstricke des Teufels sehen. Daraus folgt für diese alle die Pflicht, jedem Genuß zu entsagen. Allein weder Kant noch Hartmann mag davon etwas wissen; beide urteilen ganz richtig, die Pflicht der Entsagung erwachse nur aus dem Konflikt zwischen Pflicht und Genuß, und sie meinen nur, je älter die Welt wird, desto öfter trete diese Pflicht ein, und auf der Höhe seiner Entwicklung werde dem Menschengeschlecht gar kein schuldloser Genuß mehr übrig bleiben. Nun tritt aber der Konflikt doch nur allemal dann ein, wenn mein Genuß entweder meine eigne leibliche oder geistige Gesundheit schädigt, oder des andern Pein oder wenigstens eine Verletzung seines Rechts oder eine Verminderung seines Behagens, jedenfalls also eine Verminderung des Glücks zur Folge hat, und andre Pflichten giebt's, außer denen der Selbsterhaltung, überhaupt gar nicht, als das Wohl des Nächsten zu fördern und von Schädigungen des Nächsten abzustehen. Und da jedermann, der mit mir zu thun bekommt, dieselben Pflichten gegen mich hat, wie ich gegen ihn, so folgt daraus, daß die Sittlichkeit gar keinen andern Gegenstand haben kann, als die Förderung des Wohlbefindens der Menschheit. Der sittliche Mensch mag sich aus Verehrung vor Kant auf den Kopf stellen, er wird es niemals fertig bringen, durch treue Pflichterfüllung sich und andre unglücklich zu machen, wie denn auch Kant selber sich nicht hat hindern können, ein recht glücklicher Mensch zu sein. Und auch Hartmann hat in einer Schilderung seines Lebens geäußert: wenn ihr glückliche Menschen sehen wollt, so kommt nur zu uns Pessimisten. Der Schlußfolgerung, zu der diese von der Natur gestiftete unlösliche Verbindung des Glücks mit der sittlichen Güte zwingt, hat sich Kant dadurch zu entziehen gesucht, daß er zwar selbst den Grundsatz aufstellt: *salus civitatis suprema lex esto*, hinter *civitatis* aber die Worte: „nicht *civium*“ einklammert. Aber bei allem Respekt vor Kant können wir doch nicht umhin, den Staat, der in etwas anderm bestehen soll als in der Gesamtheit der Bürger, für ein Hirngespinnst zu erklären. Von andern Leuten, die mit Kant nicht die mindeste Seelenverwandtschaft haben, ist ja diese Unterscheidung zwischen *civitas* und *civis* seit Urzeiten immer sehr nützlich befunden worden. „Rechtsordnung“ rufen solche Herrn, ihr eignes persönliches Wohl meinen sie, wenn sie den Bürgern zumuten, sich „für den Staat“ zu opfern. Die Rechtsordnung ist vielmehr jederzeit in dem Maße verwirklicht, als sich die Bürger wohl fühlen. Wo dagegen alle Welt Ursache hat, zu seufzen und zu klagen, da ist der Staat weiter nichts als die Unrechtsordnung oder wenigstens Rechtsunordnung. Unter den scheinbaren Ausnahmen vom ursäch-

lichen Zusammenhänge zwischen Wohlbefinden und Sittlichkeit verdienen besonders zwei Beachtung. Zuweilen befinden sich ganze Bevölkerungsschichten in einer Lage, wo der einzelne bei vollkommen sittlichem Verhalten sich auch mit aller Anstrengung nicht die natürlichen Bedingungen des allerbescheidensten Glücks zu erkämpfen vermag. Einen solchen Zustand finden aber alle vernünftigen Menschen unsittlich und fühlen sich verpflichtet, ihn zu ändern; damit bestätigen sie unsere Grundansicht. Die andre Ausnahme schwebt Hartmann vor, wenn er sagt: „Eine optimistische Pädagogik, welche von der Überzeugung ausgeht, daß das Leben ein hohes Gut ist [sei!], und daß sein Besitz an sich schon eine positive Glückseligkeit verleiht [verleihe!], wird unbedingt mit strengen Erziehungsmaßregeln und harten Strafen ihre Zwecke verfolgen, weil sie nicht daran zweifelt, daß die Glückseligkeit des Lebens trotz der durch diese Erziehungsmittel zugefügten Unlust den Zöglingen einen hinreichenden Lustüberschuß läßt [lasse!] Die optimistische Pädagogik wird deshalb so leicht inhuman.“ Nicht der Optimismus ist es, was so viele Pfaffen, Vorgesetzte und Erzieher von jeher inhuman gemacht hat, sondern einerseits, wie Hartmann selbst gleich dahinter bemerkt, die Bequemlichkeit (nichts in der Welt ist bequemer als das Regieren mit einer rücksichtslos strengen und völlig skrupellosen Disziplin) und der Fanatismus. Der Fanatiker ist entweder ein vor Hochmut übergeschnappter Mensch, der den Weltplan durchschaut zu haben glaubt und sich daher für berechtigt und verpflichtet hält, alle unter seiner Botmäßigkeit stehenden Menschen, mögen sie noch so sehr widerstreben, in diesen Plan hineinzuzwängen, oder ein selbstfüchtiger Despot, dem die Durchsetzung seines Willens die höchste Befriedigung gewährt. Einfältige, schlichte Pflichterfüllung richtet dergleichen Unheil niemals an und erhöht fast immer das Glück der Nebenmenschen. Nur weil auch der Beste zuweilen irrt, kann auch er bei aller bescheidenen Zurückhaltung hie und da in der besten Meinung einen kleinen Schaden anrichten.

Kant und Hartmann verwechseln den Inhalt des sittlichen Gemüts mit dem Maßstabe der sittlichen Kraft, oder übersehen wenigstens den ersten ganz über dem zweiten. Daß an der Entfagung die sittliche Kraft gemessen wird,*) ist richtig; daß aber die Sittlichkeit lediglich im Entfagen bestehe, ist ein Irrtum. Bei aller Meinungsverschiedenheit im einzelnen haben die Menschen doch der Hauptsache nach die Frage, wer ein guter und trefflicher Mann sei, stets übereinstimmend beantwortet. Man lobt einen, wenn er andern Wohlwollen erweist, wenn er gerecht urteilt und handelt, wenn er seine Begierden und Leidenschaften zu bändigen vermag, wenn er seine leiblichen und geistigen

*) Freilich auch die unsittliche; auch zur Erreichung verbrecherischer Zwecke werden unglaubliche Entbehrungen ertragen, Glieder des Leibes und das Leben selbst geopfert; der rachsüchtige Chinese hängt sich an der Thür seines Feindes auf, um diesen in den Verdacht des Mordes zu bringen.

Kräfte allseitig übt und nützlich anwendet; jedoch stellt man nicht an jeden die Zumutung, daß er in allen diesen Beziehungen in gleichem Grade den höchsten Anforderungen genüge. Die Menschheit ist also stets mit Herbart der Ansicht gewesen, daß die Sittlichkeit in der Verwirklichung der Ideen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Freiheit, der Vollkommenheit bestehe. Ob einer bei der Verwirklichung dieser Ideen mit großen Hindernissen zu kämpfen und schwere Opfer zu bringen hat, das hängt von Umständen ab. Ist es der Fall, so werden wir sein Verdienst desto höher schätzen, ist es nicht der Fall, so werden wir ihn darum nicht minder lieben, aber an dem sittlichen Inhalt seines Gemüts kann der Unterschied in dem Grade von Kraftanstrengung, die es ihn kostet, diesen Inhalt zu behaupten, nichts ändern.

Ist der Moralbegriff Kants und Hartmanns völlig neu und unannehmbar, so liegt dafür in ihrem Begriff von Glück eine bei so hochgesinnten Männern schier unglaubliche Anbequemung an kindische und rohe Böbelvorstellungen. Beide wollen den weisen und guten Mann nicht grämlich, sondern frohgemut, beide mahnen, nach jener Heiterkeit zu streben, die aus Einfalt und Genügsamkeit entspringe; und der Jugend soll ihr Frohsinn nicht verkümmert werden. Ja, was fehlt denn dem heitern Weisen, der fröhlichen Jugend noch zum Glück? Das Kunststück sollen uns die Herren einmal vormachen, einen frischen fröhlichen Jungen zu der Überzeugung zu bringen, daß die Bilanz von Lust und Unlust negativ und das Nichtsein besser sei als das Sein! Nämlich daß er diese Überzeugung gewinne, ohne am Weltschmerz zu erkranken; daß er sich für unglücklich halte, ohne daß er aufhöre ein frischer, fröhlicher Junge zu sein. Wenn aber Hartmann behauptet, daß das bloße Gefühl leiblicher und geistiger Gesundheit, eine nützliche Thätigkeit und ein gutes Gewissen noch nicht hinreichen, den Menschen glücklich zu machen, weil ja das alles zusammen genommen noch kein „positives“ Glück sei, so scheint er doch unter dem „positiven“ Glück ein andauerndes, lebhaftes Lustgefühl zu verstehen, etwa von der Art, wie es der Feinschmecker bei einem guten Diner und der Liebende beim Geschlechtsgenuß empfindet. Und das wäre eben eine Anbequemung an ganz kindische und rohe Vorstellungen. Man braucht noch kein großer Weiser zu sein, um die Forderung, daß die ganze Lebensdauer mit solchen „positiven“ Genüssen ausgefüllt sein solle, höchst unverständlich zu finden. Es leben jederzeit Millionen einfacher, schlichter Leute, die sich bei harter Arbeit vollkommen wohl fühlen, wenn nur die Ruhe nach der Arbeit, die tägliche Sättigung mit einer gesunden und nicht geradezu schlecht schmeckenden Kost, der Liebesgenuß zu seiner Zeit, die Befriedigung der Herzensbedürfnisse durch Familiensorgen und Familienfreuden, durch Freundschaft und Kameradschaft, durch Religion, Kunst und Natur nicht fehlen. Wo diese wenig kostspieligen Bestandteile des Glückes fehlen, da liegt die Schuld nicht an der Einrichtung der Welt, sondern an den Einrichtungen der Gesellschaft,

und man muß dann eben die Herrschenden an ihre Pflicht erinnern und ihnen die grobe Pflichtverletzung, die sie durch Duldung oder Förderung solcher Notstände begehen, unausgesetzt vorhalten. Wo aber jene Güter vorhanden sind und die Menschen sich trotzdem unglücklich fühlen, da liegt die Schuld nicht an der Einrichtung der menschlichen Seele, sondern an den verschrobenen Lehren, mit denen den Leuten der Kopf verdreht wird. Wie käme denn der Erdenwurm zu dem Anspruch, die Fülle aller Genüsse, deren die Menschennatur fähig ist, in jedem Augenblicke vollständig und das ganze Leben hindurch ununterbrochen zu kosten? Solches Übermaß begehrt wohl ein Faust, aber der Bauerburche, das Höckerweib, der Eisenbahnschaffner sind glücklicherweise keine Fauste. Ein gebildeter Mann kennt ja sehr viele Güter, die zu besitzen und zu genießen sehr angenehm wäre, deren Gesamtheit aber keinem Sterblichen beschieden ist. Unglücklich aber macht ihn diese Kenntnis nur dann, wenn er ein Narr ist, und Narren haben bei der Werthschätzung des Lebens nicht mitzusprechen. Sich unglücklich zu fühlen haben außer den ernsthaft Unglücklichen allenfalls solche ein Recht, die man am Nötigen Mangel leiden läßt, nachdem man sie mit allem überflüssigen bekannt gemacht hat. Mir persönlich genügt ein Blick in ein lachendes Kinderantlitz oder in die lachende Frühlingslandschaft — sie brauchen beide noch lange nicht ideal schön zu sein —, der Schall einer frischen Militärmusik — es braucht noch gar kein Stück von Mozart oder Beethoven zu sein —, mich aufs neue davon zu überzeugen, daß Sein besser ist als Nichtsein. Und wenn mich die Pessimisten darob einen kindischen Sanguiniker schelten, so erwidre ich ihnen ganz gelassen, daß es einfach unsre Pflicht ist, die Zahl der Glücklichen auf Erden zu vermehren, daß, wenn uns dieses gelingt, auch die Zahl der Sanguiniker wachsen wird, und daß die Welt gerade so wertvoll ist, wie sie den Sanguinikern erscheint, denn für jeden Menschen hat jedes Ding genau den Wert, den er ihm beilegt; eine Wertbestimmung außerhalb der Menschenseele giebt es nicht auf Erden.

In sein System fügt Hartmann den Pessimismus durch die Formel ein: Verbindung des eudämonologischen Pessimismus mit dem teleologisch-evolutionistischen Optimismus. Das will sagen, er glaubt, daß mit dem Kulturfortschritt sich zwar die Summe des Glücks vermindere, die Menschheit aber ihrer Bestimmung näher gebracht werde. In Übereinstimmung mit Kant weist er nach, daß Fortschritte im Wissen und im technischen Können die Leiden der Menschheit nicht vermindern, sondern nur vermehren, und daß man schon froh sein darf, wenn der Kulturfortschritt zugleich die Heilmittel erzeugt für die Wunden, die er schlägt. Er setzt das alles ganz so auseinander, wie wir es bei verschiedenen Gelegenheiten gethan haben, nur daß er von dem reichlichen Material, das die Schriften über die Lage des modernen Arbeiterstandes für diesen Zweck darbieten, keinen Gebrauch macht.

Damit hat er jenem Optimismus, der dem politischen Liberalismus zum Aushängeschild dient, einen kräftigen Stoß versetzt, und darin besteht sein großes Verdienst. Denn diese Art Optimismus entbehrt jeder Berechtigung, und ihm gegenüber hat Hartmann Recht. Er beklagt sich über die unveröhnliche Feindschaft gewisser liberaler Kreise gegen ihn, scheint aber den eigentlichen Grund dieser Feindschaft nicht recht zu durchschauen. Wir wollen ihn klar machen. Das Glück der „obern Zehntausend“ wird durch den Kulturfortschritt wirklich und ganz wesentlich erhöht. Zwar ist es nicht das höchste Glück des Weisen, sondern nur jenes Glück, das aus einer Fülle sinnlicher und halbsinnlicher Genüsse und aus der Erhebung über alle leiblichen Beschwerden besteht; allein das Gewissen ist ein viel weniger dauerhaftes Organ als das Nervensystem. Während dieses mit immer entsetzlicheren Schmerzen peinigt, je ärger die Gesundheit zerrüttet ist, wird das Gewissen durch beharrliche Nichtachtung und fortwährende Verletzungen, also durch Zerrüttung der Gesundheit der Seele, so vollständig abgestumpft, daß es den Reichen im Genuß sinnlicher Freuden nicht mehr stört. Die Aufhäufung der Reichtümer, die jenes Götterleben sichern, ist aber nur dann möglich, wenn auf jeden Reichen fünfhundert oder tausend Arme kommen, die sich einen bedeutenden Abzug von ihrem Arbeitsertrage zu Gunsten des einen Reichen gefallen lassen müssen. Zur Aufrechterhaltung dieses für die Reichen so unvergleichlich günstigen Zustands, den kein früheres Jahrhundert gekannt hat, ist demnach zweierlei notwendig: der technische Fortschritt, der immer neue Annehmlichkeiten in immer größeren Massen immer billiger erzeugt, muß unaufhaltsam forttragen, und die Masse des Volks muß im Elend festgehalten werden, damit sie, vom Hunger und vom Büttel gezwungen, unaufhörlich unter den oben dargelegten Bedingungen schaffe. Würde aber dieser Zustand allgemein bekannt und anerkannt, so ließe er sich keinen Augenblick länger aufrecht erhalten. Daher muß die falsche Lehre gepredigt werden, daß schon die Erfindung neuer Maschinen und die Verleihung politischer Rechte unaussprechlich glücklich mache, daß der deutsche und der englische Arbeiter eine größere Fülle von Gütern genöfse als ein indischer Fürst, daß die arbeitenden Klassen alle frühern Jahrhunderte hindurch unaussprechlich elend gewesen seien, und was dergleichen Lügen mehr sind; die Wahrheit dagegen, daß die moderne Technik unerhörte, allen frühern Jahrhunderten unbekannte Leiden über die arbeitenden Klassen gebracht hat, und daß diese Leiden nicht durch den Kulturfortschritt an sich aufgehoben werden können, sondern nur wenn sich ihm Liebe und Gerechtigkeit verbünden und eine gerechte und wohlwollende Güterverteilung zu Wege bringen, diese Wahrheit muß unterdrückt werden. Das ist die Ursache, weshalb die Liberalen dem Pessimismus grollen.

Abgesehen aber von dieser sehr nützlichen Zerstörung des optimistischen Trugbilds, mit dem der Liberalismus die Massen bei seinen Fahnen zu er-

halten zucht, steht es schlimm um Hartmanns Formel. Während die Glückseligkeit mit dem Kulturfortschritt abnimmt, soll dieser den Weltzweck fördern. Der Zweck der Weltentwicklung aber, deren letzten Abschnitt der menschliche Kulturfortschritt bildet, ist nach Hartmann die Vernichtung der Welt durch gemeinsamen Beschluß der vernünftigen Wesen. Dieser Entschluß wird dann gefaßt werden, wenn alle Menschen ohne Ausnahme die Nichtigkeit und Unseligkeit des Lebens eingesehen haben und stark genug sein werden, dem Willen zum Leben zu entsagen, wenn sie also den höchsten Gipfel der Weisheit und Sittlichkeit nach Hartmannschem Begriff erklommen haben werden. Sind nun irgend welche Anzeichen vorhanden, daß die Kulturentwicklung diesem Ziele zustrebe? Wir vermögen keine zu sehen. Jener Pessimismus, der zum Selbstmord führt, und den Hartmann als unsittlich verwirft, wächst zwar gewaltig in allen Kulturstaaten, aber Weisheit und Sittlichkeit nehmen weder in Hartmanns noch in unserm Sinne zu. Hartmann selbst bestätigt mit Kant, daß die Vermehrung des Wissensstoffs den Menschen nicht nur nicht glücklicher, sondern nicht einmal besser mache, und wie die Eisenbahnen und Maschinen, das elektrische Licht und die Agrikulturchemie einen veredelnden Einfluß ausüben sollten, ist erst recht nicht einzusehen. Wir denken dabei noch nicht einmal so schlimm von den Mitlebenden wie Hartmann, der meint, über die Thatfache einer zunehmenden Desidealisierung, banausischen Utilitarismus und Amerikanisierung unsers Volkslebens seien die besten Beobachter einig, oder wie Kant, der eigentlich schon mit seiner Ansicht vom radikalen Bösen die Hoffnung auf Besserung abschnitt und als hervorstechenden Charakterzug der Menschen, so weit er sie zu beobachten Gelegenheit hatte, die „Thorheit, mit einem Lineament von Bosheit verbunden,“ fand; oder endlich wie Friedrich der Große vom Menschengeschlecht im allgemeinen. Friedrich hat in einer Schrift die Selbstliebe als das einzige brauchbare Moralprinzip aufgestellt, ohne jedoch die andern Beweggründe ausschließen zu wollen — man könne ihrer nicht genug haben, schrieb er einmal an den Professor Steinbart —, und hat zum Professor Sulzer, der in einer seiner Abhandlungen von der Güte der Menschennatur ausging, die bekannten Worte gesprochen: *Mon cher Sulzer, vous connaissez mal la maudite race à laquelle nous deux appartenons.**) Wir denken gar nicht pessimistisch, weder von der Herzensbeschaffenheit des Menschen im allgemeinen, noch von dem moralischen Zustande der gegenwärtigen Menschheit, sind aber überzeugt, daß der sittliche Fortschritt in Hartmanns oder in einem ähnlichen Sinne der Natur der Sache nach unmöglich sei.

Der Selbsterhaltungstrieb, zu dessen Verzweigungen auch der Fort-

*) Hartmann zitiert diesen Ausspruch des großen Königs nach Kant, der das charakteristische *deux* hinter *nous* wegläßt und sich auch in Beziehung auf den Anlaß irrt; Sulzer ist, soviel ich weiß, niemals „mit der Leitung der Schulen in Schlesien betraut“ gewesen.

pflanzungstrieb gehört, und die Nächstenliebe sind die beiden Kräfte, deren wechselndes Spiel die verschiedenen sittlichen Verhältnisse herstellt und die sittlichen Ideen verwirklicht. Nun ist es für jeden, der das Leben kennt, kinderleicht, einzusehen, daß die Vernichtung des ersten der beiden Triebe nicht weniger als die des zweiten den Untergang der Individuen, Familien, Völker zur Folge hat, und zwar in einer Weise, die uns dem Ziele Hartmanns, dem Selbstvernichtungsbeschlusse des ganzen Menschengeschlechts, durchaus nicht näher bringt. Wäre also irgend ein mächtiger Regent oder Erzieher in der Lage, den Egoismus der Menschheit allmählich durch den wachsenden „Altruismus“ überwinden zu können, so dürfte er es um der Menschheit willen nicht thun. Aber es ist das auch gar niemand imstande, weil der Schöpfer in der Menschheit gerade so gut wie in der Natur das Gesetz der Erhaltung der Kraft verwirklicht hat. Wie die in der Welt vorhandne Menge von Wärme und Kälte, von positiver und negativer Elektrizität, von Anziehung und Abstoßung, so bleibt auch die in der Menschheit vorhandne Menge von Selbstliebe und Nächstenliebe stets dieselbe; nur die Verteilung wechselt unaufhörlich und erzeugt so den ewigen Wechsel sittlicher Erscheinungen. In jedem einzelnen Menschen wird das Gleichgewicht beider Kräfte fast täglich gestört, aber im Menschengeschlecht erhält es sich. Was zu- und abnimmt, das ist die Differenzirung und die Spannung der beiden entgegengesetzten oder besser ausgedrückt polaren Kräfte. Je stärkere politische, soziale, kirchliche, wissenschaftliche Gegensätze sich ausbilden, desto lebhafter wird die Differenzirung; gewaltige Kämpfe entbrennen, und furchtbare Verbrechen werden mit Heldenthaten und heldenmütigen Aufopferungen gesühnt.

Bei ganz niedrig stehenden Kulturvölkern, wo sich der einzelne kaum als Individuum, sondern nur als Glied seiner Sippe fühlt, kann man von Indifferenz sprechen. Dieser Zustand scheint, äußerlich wenigstens, auf hohen Kulturstufen wiederzukehren, wenn es einem Despoten oder den um die Sicherung ungestörten, behaglichen Genusses besorgten herrschenden Klassen gelingt, eine vollkommene polizeiliche Ordnung herzustellen. Dann tritt nämlich der Unterschied von gut und böse dermaßen hinter den von gesetzlich und ungesetzlich zurück, daß er aufgehoben erscheint. Es wird gar nicht mehr danach gefragt, ob ein Mensch selbstsüchtig oder uneigennützig handle, ob er irgend ein sittliches Ideal verwirkliche oder nicht, sondern nur darnach, ob er sich an der Stelle, wohin ihn der Zufall oder eignes Geschick gebracht hat, in die vorgeschriebne Ordnung füge. Die starke Individualität und der sittliche Charakter müssen, wofern sie noch vorhanden sind, sich verstecken. Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung machen lächerlich, Durchsetzung des selbstsüchtigen Willens in einer Form, die nicht in die gesetzliche Ordnung paßt, zieht den bürgerlichen Tod nach sich; der Widerstrebende verschwindet im stinkenden Elend oder im Zuchthause.

Aus diesem Grunde sind, nebenbei bemerkt, alle Bemühungen der Dichter um die Wiederbelebung des Dramas vergebens. Sene beiden Schichten, in denen die ordnungswidrigen Individuen verschwinden, befinden sich in einem außer- und untermenschlichen Zustande; so viel Teilnahme auch der einzelne Unglückliche darin verdienen mag, das ganze milieu ist ekelhaft und so wenig poetisch wie ein Rattenest. Die gute Gesellschaft andrerseits giebt noch weniger als zu Goethes Zeit Stoff auch nur für das kleinste Gedicht, kann ihn nicht geben, darf ihn nicht geben. Romeo wird samt Strickleiter vom Nachtwächter konfisziert, wegen Hausfriedensbruch bestraft und im Avancement zurückgestellt, der Vater Lorenzo spaziert wegen unbefugten Kopulirens ins Loch, Julia wird entweder, ehe noch ein Mensch von der saulen Geschichte etwas erfährt, an einen armen Better verkauft, der die Vertuschung des Fehltritts auf sich nimmt, oder sie wird verstoßen und endet unter Polizeiaufsicht. Mag das Trauerspiel anfangen, wie es will, Polizei und Staatsanwalt mischen sich ein und machen ihm schon vor Schluß des ersten Akts ein Ende. Was Göhre gethan hat, war ja dramatisch; aber er konnte es doch nur ausführen, weil die Chemnitzer Polizei die Augen nicht aufgehakt oder ein Auge zugeedrückt hat. Denn drei Monate unter falschem Namen und Charakter zu leben, das gestattet die Polizei höchstens einem ihrer eignen Mitglieder, zu Zwecken, die wiederum so unpoetisch wie möglich sind, wenn sie auch in Kriminalnovellen verwendet werden. Wer sich heutzutage einen Rest jenes urgermanischen Seelenadels bewahrt hat, der sich ungerechte oder unwürdige Behandlung nicht gefallen läßt und mit einem Vorgesetzten oder selbst auch nur mit einem Schutzmann in Konflikt gerät, der ist verloren. Nun könnte sich ja der Dichter damit helfen, daß er seinen Helden, der eigener Schuld oder einem Verhängnis unterliegt, durch Selbstmord enden läßt, wenn nur nicht auch diesem der poetische Schmelz abgestreift wäre. Hinter dem sterbenden Helden oder der toten Heldin sieht der moderne Theaterbesucher das Zuchthaus oder das Bordell auftauchen nebst dem Polizeibericht, der jeden Morgen die Selbstmörder samt den Diebstählen, Verhaftungen und „Sistirungen“ zum Frühstück liefert. Dergleichen versteckt man in der Totenkammer, aber man bringt es nicht auf die Bühne. Der Chor in der Braut von Messina weist auf den Krieg als den Ausweg aus poesielosen Zuständen hin. Doch auch der könnte uns heute kaum noch retten, wenigstens nicht unmittelbar, weil er die Form eines mechanischen Massenmords angenommen hat. Auf dem modernen Schlachtfelde mögen tausend Tragödien ihren Schluß finden, aber eben weil ihrer tausend sind, bietet ihre Gesamtheit keine Tragödie, sondern nur ein Bild des Grauens dar. Es könnte weiter gezeigt werden, daß auch keine komische Figur mehr möglich ist (an ihre Stelle tritt die Karrikatur) und, außer der immer gleichen Schönheit der Natur, kein lyrischer Stoff mehr erzeugt wird; höchstens das Idyll bleibt in bürgerlichen und bäuerlichen Häusern

hie und da noch möglich. Das öffentliche Leben aber verliert sich einerseits in rein mechanischer Arbeit, bei der die Person des Arbeitenden ganz gleichgültig ist — Genie und Charakter werden kaum noch in den höchsten leitenden Stellen geduldet —, teils in elendem Klatsch und kleinlichen Ränken. Gerade dieser Zustand, den manche als sittlichen Fortschritt preisen, würde uns vielleicht zum Pessimismus bekehren, wenn sich nicht in der gewaltigen Gährung der Massen und in der täglich näher rückenden Notwendigkeit, auf fremdem Boden frische Ansiedlungen zu gründen, eine große Änderung ankündigte.

Alle Änderungen, haben wir bei anderer Gelegenheit ausgeführt, sind dazu bestimmt, den Individuen immer wieder neue Anlässe zur Entfaltung und Übung ihrer leiblichen, geistigen, ästhetischen, sittlichen Anlagen darzubieten, aber die Erhöhung der Sittlichkeit kann nicht ihr Zweck sein, weil dieser Ausdruck keinen Sinn hat. Für das Gemeinwohl ist es zuweilen notwendig, gemeingefährliche Äußerungen der Selbstsucht zu unterdrücken, aber dann erhebt sich diese dafür an einer andern Stelle, wie das Wasser in einer von zwei kommunizierenden Röhren, wenn in der andern ein Kolben hinabgeht, und wird die Selbstsucht aus einer der Formen, in denen sie sich zu äußern pflegt, vertrieben, so verschwindet sie nicht ins Nichts, sondern fährt in eine andre Form. Sollte es einmal gelingen, ein ganzes Volk zu erhabner Selbstverleugnung zu begeistern, so würden für die Wiederherstellung des Gleichgewichts wohl die Nachbarvölker sorgen. Für gewöhnlich aber giebt es keine Volks-erziehung zur Sittlichkeit. Erziehung bleibt immer etwas individuelles, nur am einzelnen Menschen hat sie Erfolg. Und zwar ist der Ausdruck: Erziehung zur Sittlichkeit ungenau bis zur Falschheit. Denn nur Erziehung zu einer bestimmten Art von Sittlichkeit oder, was dasselbe ist, Gewöhnung daran kommt in der Wirklichkeit vor. Man kann den Knaben zum blinden Glauben oder zum kritischen Denken, zum demütigen Gehorsam oder zur stolzen Unabhängigkeit, zur zarten Scheu vor der Sünde oder zum skrupellosen thatkräftigen Handeln, zum Rücksichtnehmen oder zur Rücksichtslosigkeit, zur Bescheidenheit oder zur Schneidigkeit, zur Freigebigkeit oder zur Sparsamkeit, zur alles verzeihenden Güte oder zur starren Gerechtigkeit, zum feinen Ehrgefühl oder zum Industrialismus mit seinem non olet, zur Aufopferung oder zum Strebertum, zur Häuslichkeit oder für die Öffentlichkeit, zum hartnäckigen Vertreter seiner Sippschafts- oder Standesinteressen oder zum feurigen Patrioten, oder zum Weltbürger, oder zu einem frommen Bürger des Himmelreichs, oder gar zum kirchlichen Fanatiker erziehen. Jeder Vertreter eines solchen Typus pflegt den entgegengesetzten Typus für unsittlich zu halten, und nur in einem Punkte dürfte heutzutage eine gewisse Übereinstimmung zu erzielen sein: die Arbeit preisen alle, und die Gegenteile davon, müßiges Genußleben, Spekulation in dem Sinne der philosophischen Grübeleien und Spekulation in dem Sinne von arbeitslosem Gelderwerb, werden auch die, die ihnen huldigen, kaum

für sittlich auszugeben wagen. Also ist „Erziehung zur Sittlichkeit“ so lange eine leere Redensart, als nicht angegeben wird, was für eine man meint, und die Vernichtung der Unsittlichkeit in der Welt bleibt eine Utopie. Man suche sich doch einmal einen Zustand vollkommener Sittlichkeit nur in einer einzigen Beziehung auszumalen, z. B. die verwirklichte Gerechtigkeit, wo kein Mensch mehr an den andern eine Forderung zu stellen, keiner mehr Anlaß zum Streit hätte!

Weder in der Einrichtung der Welt also noch in dem bisherigen Weltlauf vermögen wir irgendwelche Anzeichen zu erkennen, die dem Pessimismus Aussicht auf die Erfüllung seiner Erwartungen eröffnen. Hartmann findet auch selbst die gegenwärtige Lage nicht sehr ermutigend, tröstet sich jedoch mit der Ansicht (die wir übrigens *mutatis mutandis* teilen), daß das Leid im ganzen seinen Zweck erfülle, wenn es ihn auch im einzelnen oft verfehle. Die Wahrscheinlichkeit, daß dem so sei, sagt er, „erhöht sich aber noch bedeutend durch die Wahrnehmung, daß das Leid im Verlauf der Menschheitsentwicklung seinen Zweck immer mehr und immer besser erfüllt, und zwar aus zwei zusammenwirkenden Ursachen: erstens weil die subjektiven Vorbedingungen für die ethische Verwertung des Leides am Anfang der Geschichte am wenigsten gegeben waren und sich erst in deren Fortgang in steigendem Maße entwickeln, und zweitens, weil die objektive Gestalt, in der das Leid die Menschen bedrängt, in einer beständigen Umwandlung begriffen ist, sodaß es mehr und mehr zu sittlicher Verwertung brauchbar wird.“ In Beziehung auf die zweite der vermeintlichen Ursachen täuscht sich Hartmann gründlich. Das Leid in seinen älteren Gestalten: die Peinigung durch Hunger, Kälte, Hitze, Mißhandlungen, Krankheit, den Verlust von Hab und Gut, von teuren Angehörigen, läßt sich ganz gut sittlich verwerten und enthält an sich nichts, was ent-sittlichend wirkte. Gerade in seinen modernsten Formen dagegen wirkt das Leid im höchsten Grade ent-sittlichend; die proletarischen Wohnungsverhältnisse, die Erschwerung der gesetzlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes und das Brandmal der Schande, das dem „Strolch“ und dem Bettler, d. h. dem Unglücklichen ohne Nahrung und Obdach, ehemals einem Gegenstande zartester Poesie, aufgedrückt wird, diese drei Elendsformen erzeugen ehemals unbekannte Formen der Unsittlichkeit und Verkommenheit, tierischen Stumpfsinn auf der einen, wilden Ingrim gegen alle göttlichen und menschlichen Einrichtungen, eine Frechheit, die jede Scham abgelegt und keinen Funken von Ehrgefühl mehr übrig gelassen hat, auf der andern Seite. Und was als erste Ursache angeführt wird, kann nur teilweise zugegeben werden. Sene aus einer bestimmten Weltansicht hervorgehende Seelenstimmung, bei der das Leid veredeln kann, war allerdings ursprünglich nicht vorhanden. Erst das Christentum hat sie allgemein gemacht, aber seit einem Jahrtausend hat sie weder räumlich noch der Stärke nach zugenommen. Sie gedeiht am besten in den Kreisen,

die vom Kulturfortschritt unberührt bleiben, und wird gerade von diesem am ernstlichsten bedroht. Die Reichen unsrer Zeit wollen vom Leiden nichts wissen und möchten am liebsten den Tod abschaffen; sie haben den Himmel auf Erden, und die vom Kulturfortschritt ergriffnen Armen fordern ihn.

Das wäre der Hauptsache nach, was wir Eduard von Hartmann, dessen ideales Streben wir hochachten, als Antwort auf sein neuestes Buch zu sagen haben. Wir mußten uns auf den Kernpunkt beschränken und die übrigen hochinteressanten Streitfragen, zu denen das Buch anregt, beiseite lassen, wenn unser Aufsatz nicht selbst zu einem Buche anschwellen sollte. Nur eines möchten wir noch erwähnen, um die Egidyaner ein wenig zu ärgern. Diese Herren finden das Dogma vom gekreuzigten Gott ganz besonders unvernünftig und halten es für ganz unmöglich, daß ihm in der Religion des aufgeklärten modernen Menschen noch ein Eckchen eingeräumt werde. Eduard von Hartmann dagegen, der doch sozusagen auch ein moderner Mensch ist, und den niemand zu den Dummen rechnet, schreibt: „Ich gehe nicht so weit, zu behaupten, daß ein unseliger oder leidender Gott Postulat des religiösen Bewußtseins sei; aber ich behaupte, daß ein leidender Gott ein sehr viel geeigneteres Objekt zur Anknüpfung eines religiösen Verhältnisses sei, als ein leidloser oder gar seliger Gott.“



Eine Haushaltungskunde



ie ehemalige Leiterin einer Lehranstalt für Mädchen in Wien, Gisela Themer, „verehelichte Edle von Camefina de San Vittore,“ hat auf Grund ihrer praktischen Erfahrungen ein Handbuch der Haushaltungskunde abgefaßt, das bereits in zweiter, „genau revidirter und bedeutend erweiterter“ Auflage vorliegt. (Wien, Truls Gregersen, 1892.) Sie hat das unzweifelhaft in der besten Absicht gethan; die Arbeit „kostete sie die Aufopferung nächtlicher Studien,“ und es soll nicht geleugnet werden, daß das Buch manches Nützliche, etwa im Geschmack der einstigen „Kinderfreunde“ enthält. Deshalb würde man gern über manche äußerlichen Mängel hinwegsehn, z. B. über die in einer Besprechung wegen ihrer „eleganten Leichtigkeit“ gerühmte Schreibweise, über die „nimmer rastlose Frauenwelt,“ über die Anweisung, abends „zeitlich,“ also nicht ewig zu Bette zu gehn und dergleichen mehr, würde man auch viel Überflüssiges und die zahllosen Gemeinplätze mit in den Kauf nehmen. Leider hat das Buch aber so viele und so große innere Mängel, daß förmlich davor gewarnt